Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 2.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 603. **Freitag** den 25. November 1892. **86. Jahrgang**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 25. November.

Die Eindrücke, welche die große Rede des Reichskanzlers in politischen Kreisen hinterlassen, werden viel besprochen. Allseitig wird anerkannt, daß der Vortrag in manchen Stücken glücklich und wirksam gewesen, so namentlich in der Zurückweisung des widerlichen Preßtreibens, welches sich über die Emser Depesche erhoben, und in der energischen und patriotischen Feststellung des wahren Hergangs bei dem Ausbruch des uns aufgezwungenen Krieges. Auch die Darstellung unseres Verhältnisses zu unseren östlichen und westlichen Nachbarn wird als treffend und überzeugend anerkannt; ohne absichtliche Schwarzmalerei und unberechtigten Pessimismus habe Graf Caprivi doch eindringlich den hohen Ernst hervorgehoben, der nun einmal in der gegenwärtigen und voraussichtlich noch lang andauernden europäischen Situation liege und uns allerdings nöthige, in unseren Zurüstungen zur Abwehr nicht zu erschlaffen. Es waren im Wesentlichen die Gesichtspuncte, die auch Fürst Bismarck hervorzuheben pflegte und die sich jedem unbefangenen Beobachter der Weltlage von selbst aufdrängen. Weniger glücklich war nach allgemeinem Urtheil der Reichskanzler in der eigentlichen militairischen Begründung seiner Vorlage. „Daß" — schreibt die „Nat.-Lib. Corr." in Uebereinstimmung mit Blättern anderer Parteien — „die vorgeschlagenen Maßregeln die Stärkung unserer Wehrkraft in dem erhofften Maße herbeiführen werden, daß sie im gegenwärtigen Augenblick des wirthschaftlichen Drucks und in so gewaltigem Umfang nothwendig sind, das hat auch der Reichskanzler nicht überzeugender nachzuweisen vermocht, als es bisher von den Vertheidigern der Reorganisation geschehen. Auch die Hoffnungen, daß die Regierung ihre Forderungen angesichts des starken Widerstandes im Volk und Reichstag einzuschränken sich entschließen werde, haben durch die Rede des Reichskanzlers keine Bekräftigung erfahren. Keine Andeutung von einer Herabsetzung der Recrutenzahlerhöhung, noch auch von einer gesetzlichen Festlegung der zweijährigen Dienstzeit. Die Aussichten auf das Zustandekommen einer Verständigung zu verbessern — darin stimmen wohl alle Parteien überein —, hat die Rede des Kanzlers kaum etwas beigetragen. Die Ankündigung schroffster Opposition, die alsbald Herr Richter anbrachte, mag ja freilich nur für die Stimmung der äußersten Linken bezeichnend sein, aber auch gemäßigtere Parteien, die an und für sich gern zu einer Verständigung die Hand bieten würden, sind durch die Darlegungen des Reichskanzlers in der Hoffnung, die Angelegenheit zu einem günstigen Ende zu führen, kaum ermuthigt worden. Auch die Hinausschiebung der Berathung der Militairvorlage hinter die Etatsberathung dürfte nicht in den Wünschen der Regierung liegen und nicht als ein Entgegenkommen des Reichstags gegen sie zu deuten sein."

Leider hat Graf Caprivi in seiner großen Rede es unterlassen, den Militair- und Civil-Officiösen, die ihm und seiner Vorlage schon so üble Dienste geleistet und ganz wesentlich dazu beigetragen haben, die herrschende Mißstimmung zu vermehren, etwas größere Vorsicht in der Stimmungsmacherei anzuempfehlen. So wird denn das bedenkliche Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt. Wie ungeschickt dabei die „Nordd. Allgem. Ztg." verfährt, ergiebt sich daraus, daß sie folgende, ihr aus Leipzig zugegangene und „offenbar von schwieliger Faust geschriebene" Zuschrift abdruckt und den Gegnern der Vorlage zur Beherzigung empfiehlt:

„Hiermit wollte ich Ihnen nur sagen, daß, wenn die Militairvorlage nicht unverändert durchgeht, die Auflösung des Reichstages das beste Mittel ist, um zu beweisen, daß man im Volke denn doch ganz anders denkt, als die Zeitungen Stimmung zu machen bemüht sind und ihren Willen sammt dem einiger sich Hervorthuenden dem ganzen übrigen Volke aufdrängen wollen, theils aus Separatismus und bösem Willen zur Regierung und sonst welchen Gründen, wie z. B.: „Wählen", wovon selbst unser löbliches Tageblatt nicht frei ist, dessen Richtung ich und meine Bekannten sonst zur unsrigen machten. Möchte man immer nur bedenken: 1) würde heute sämmtliches Militair entlassen werden, welche Concurrenz und Ueberfluß mehr am Arbeitsmarkt eintreten würde. 2) Der Staat unterhält die Mannschaften viel billiger, als diese sich im Civil zu unterhalten vermögen, und wenn heute dreimal mehr active Soldaten einberufen würden, so haben die Zurückbleibenden bessere Erwerbsverhältnisse und tragen viel leichter die Wehrlast als jene Concurrenz?"

Dem Herrn Verfasser dieser Zuschrift machen wir keinen Vorwurf aus diesem Herzenserguß; er leidet offenbar unter schwerer Concurrenz und meint, diese beseitigen zu können, wenn er die Einberufung von „dreimal mehr activen Soldaten" empfiehlt. Aber wenn ein Blatt, wie die „Nordd. Allgem. Ztg.", Stimmung für die Militairvorlage dadurch machen zu können glaubt, daß sie die Existenz von Leuten nachweist, die aus „wirthschaftlichen" Gründen gar nicht genug Soldaten unter die Fahne gerufen sehen können, so hat Graf Caprivi wahrlich alle Ursache zu dem Stoßseufzer: „Gott behüte mich vor meinen Freunden!"

Zur Abwechselung gährt es wieder einmal innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle in einer Weise, die schwere Kämpfe zwischen den Deutschliberalen auf der einen und dem antideutschen Völkergemisch auf der anderen Seite voraussehen läßt. Die Veranlassung, daß dieser Nationalitätenkampf sich zu einer heftigen Krisis zuzuspitzen droht, hat der österreichische Ministerpräsident Graf Taaffe mit seiner ewigen Schaukelpolitik gegeben. Dem Grafen Taaffe ist das nothdürftig zu Stande gebrachte Einvernehmen mit der deutschen Linken augenscheinlich schon lästig geworden, und obwohl der Führer der Linken, Dr. von Plener, in seiner Budgetrede mehr als versöhnlich gesprochen und nur die Nothwendigkeit betont hatte, die Sprachenregelung nicht auf Böhmen zu beschränken, sondern auf ganz Oesterreich auszudehnen, scheint schon dieser Hinweis dem Versöhnungsgrafen unangenehm gewesen zu sein. Es ist auch möglich, daß er glaubt, der geborstene eiserne Ring der Rechten sei wieder zusammengeschweißt, nachdem diese Seite des Abgeordnetenhauses einmüthig für die Mißbilligung des Dr. Menger stimmte, der den Jungczechen in echt deutschen Worten die Wahrheit gesagt hatte. Sicher ist, daß die Regierung sich wieder den Slaven mehr nähert. Die Czechen erhalten ihren Landsmannminister, dessen Posten seit dem Abgange Prazak's verwaist ist, und in der Sprachenfrage bleibt es wie bisher. Das ist der kurze Sinn der langen Rede, die Graf Taaffe in der Mittwochssitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses hielt. Die deutsche Linke ist mit Recht erbittert, obgleich sie nur die Früchte ihrer schwächlichen Nachgiebigkeit erntet. Die Opposition durfte nicht ihre rühmliche Vergangenheit vergessen, nicht mit einem Cabinet pactiren, das dem Deutschthum seit zwölf Jahren die schwersten Schädigungen zufügte, und sie durfte nie einen Landsmannminister in ein Ministerium Taaffe senden. Die Lehre, die sie jetzt erhält, ist bitter, aber verdient. — Ueber die Auffassung, welche die Taaffe'sche Rede in Wien findet, wird gemeldet, daß die liberalen Blätter ankündigen, die Rede habe eine parlamentarische Krisis hervorgerufen. Die „N. Fr. Pr." sagt, die Rede schneide die ganze unter unsäglichen Schwierigkeiten angeknüpfte und mit den schwersten Opfern weitergesponnene Verbindung der Regierung mit der Linken ab. Das „N. W. Tagebl." hebt den peinlichen Eindruck der Rede auf die Linke hervor und erklärt, derselbe sei viel zu nachhaltig, als daß er mit bloßen Worten verwischt werden könnte. Von den regierungsfreundlichen Blättern verweist das „Fremdenbl." auf die Stellungnahme Taaffe's gegen die Linke. In Abgeordnetenkreisen wird übrigens der Bruch der Linken mit der Regierung als bereits vollzogen angesehen. Wie erzählt wird, schritt nach der Rede Taaffe's der Antisemitenführer Lueger auf ihn mit den Worten zu: „Ich gratulire, das war der alte Taaffe!" Taaffe erwiderte: „Sagen Sie das nicht so laut." Die Rede wird als ein mit Hohenwart vereinbarter Schlag gegen die Linke betrachtet, wovon die Führer der Linken und auch Minister Kuenburg vollkommen überrascht waren. Der fortgeschrittene Flügel der Linken drängt auf Uebertritt in die Opposition und will den Dispositionsfonds verweigern. Dies hätte auch den Rücktritt Kuenburg's zur Folge. Gestern Abend hat eine Clubsitzung der deutsch-liberalen Partei stattgefunden, in der über die Stellungnahme gegenüber dem Ministerpräsidenten Grafen Taaffe verhandelt worden ist, doch liegt eine Nachricht über den Verlauf und das Ergebniß der Sitzung noch nicht vor.

In Paris bildet andauernd der Panama-Scandal den Gegenstand des politischen Tagesgespräches. Nach den neuesten Nachrichten ist der Abg. Brisson zum Präsidenten der parlamentarischen Untersuchungs-Commission gewählt, doch gedenkt die Commission in Wirklichkeit ihre Arbeiten erst aufzunehmen, wenn die Kammer über den Umfang der Vollmachten der Commission berathen haben wird. Bezeichnend ist, daß der bekannte Abgeordnete Deroulede seine Entlassung als Mitglied der Commission nahm. Auffallend muß es auch erscheinen, daß weder Floquet, der Präsident der Deputirtenkammer, noch der Kriegsminister Freycinet Miene machen, ihre Angreifer in der Presse gerichtlich verfolgen zu lassen. Die „Cocarde" gab dem Erstgenannten noch 48 Stunden Bedenkzeit, und die „Libre Parole" fügt ihren Anklagen gegen den Kriegsminister eine weitere hinzu, wonach sich derselbe bei staatlichen Grund- und Bodenankäufen, welche aus „strategischen Zwecken" angeordnet wurden, persönliche Vortheile gesichert haben soll. Es ist übrigens thatsächlich unmöglich, auf alle die Beschuldigungen und mit mehr oder weniger Bestimmtheit abgegebenen Ableugnungen einzugehen, welche die Pariser Zeitungen füllen. Ihre Wiedergabe würde unendlich mehr Raum beanspruchen, als uns zu Gebote steht. Es genügt auch zunächst — zumal, da allerlei Untersuchungen in Aussicht stehen —, auf die sittengeschichtlich bedeutsame Thatsache aufmerksam zu machen, daß das bloße Wort „Panama" größere Wunder verrichtet, als alle Zauberstäbe der Märchenpoesie, mit dem Unterschiede freilich, daß seine Wunder alle in einer Atmosphäre der Verwesung bei lebendigem Leibe sich vollziehen. — Von den Vorgängen in der Deputirtenkammer, in welcher der Abgeordnete Delahaye die Panama-Angelegenheit aufrührte, giebt folgender Bericht ein interessantes Bild:

Ganz anders wird die Physiognomie des Hauses beim nächsten Redner, dem reactionären Delahaye. Von einer Todtenstille umgeben, beginnt er: Ich komme, Sie zu einer öffentlichen Reinigungsarbeit einzuladen, indem ich Sie bitte, eine Commission zu wählen zur Untersuchung der Thatsachen, die ich angeben will auf die Gefahr meiner Ehre und der Ihrigen. (Unruhe.) Man hat die Panama-Affaire mit der Wilson's verglichen; nun denn, der Ordensschacher war eine Bagatelle gegen Panama. Da hat es eine ganze Camarilla gegeben, ein politisches Syndicat, auf welchem die öffentliche Verdammung lastet. Wilson's Affaire war nur ein kleines Symptom. Panama ist die Krankheit selber, von welcher der ganze sociale Körper ergriffen ist. Panama war das Bestehenlassen am hellen Tage. Im Jahre 1888 circulirten die bewährtesten Gerüchte über den Stand der Panamacanal-Arbeiten, über Defraudationen. Ferdinand v. Lesseps unternahm eine Reise durch Frankreich, um das Publicum zu begeistern, das hatte wenig Erfolg. Da verfiel ein Finanzier auf den Gedanken, Loose auszugeben; dieser Finanzier lebt heute nicht mehr und angesichts der Trauer seiner Familie werden Sie begreifen, daß ich seinen Namen nicht nenne. (Baron Reinach ist gemeint.) Die Verwaltungsräthe haben anderthalb Milliarden total verwirthschaftet, aber diese Ausbeuter wurden ihrerseits von Politikern ausgebeutet. Jener Finanzier verlangte fünf Millionen, um Alle, die im Parlamente käuflich waren, zu kaufen. Jeder Deputirte hatte seinen Tarif, je nach seinen Schulden oder seinem Einfluß. Ein gewisser Arton, der jetzt grosser Betrügereien wegen steckbrieflich verfolgt, aber nicht gefangen wird, könnte darüber viel erzählen. Drei Millionen Francs wurden unter 150 Volksvertreter vertheilt. (Rufe links: Die Namen! Die Namen!) Delahaye (schreit): Die Enquete! In der Untersuchung wird man sie erfahren. Unter den 150 waren nur wenige Senatoren. Jener Finanzier mußte öfters Nachträge verlangen, denn eine Meute von Politikern war hinterher. Man mußte die Taschen in deren Hände leeren. (Vereinzelte Rufe links: Die Namen!) Einer steht auf und ruft dem Redner mit lauter Stimme zu: Sie müssen Alles sagen, Alles, Alles, Alles! — Delahaye antwortet: Die Untersuchung! (Sonderbar ist in diesem Augenblick das Aussehen der Kammer; es ist sozusagen eine blasse Aufregung, keine rothe; es herrscht auffällig wenig Lärm, denn nicht ganze Seiten des Hauses schreien, sondern nur Einzelne da und dort.) Delahaye (fortfahrend): Eines Tages war Wahl im Nord-Departement, für die man Geld verlangte. — Republikaner Morceau: Wer verlangte es? — Präsident Floquet steht auf und sagt: In jener Zeit hatte ich die Ehre, Minister des Innern zu sein. (Lärm rechts und Rufe: Auf die Tribüne! Untersuchung!) Floquet (gelassen): Ich bin bereit, mich vor jedem Gericht zu verantworten. Delahaye: Dreimalhunderttausend Francs wurden damals hergegeben. Durch wessen Hand sie vertheilt wurden, weiß ich nicht, aber sie wurden vertheilt. Ein inzwischen verstorbener Minister bekam viermalhunderttausend Francs durch die Banque de France ausbezahlt. Ein Blatt, das keine zwanzig Francs werth war, wurde um zweimalhunderttausend Francs angekauft. (Rufe: Welches Blatt?) Delahaye: Die Untersuchung! Ein anderes Blatt im Auslande bekam fünfmalhunderttausend Francs. Ein schauerliches Bild der Immoralität! Es wurde eine parlamentarische Commission für die Panama-Loose eingesetzt. Von elf Mitgliedern waren fünf für, fünf gegen die Bewilligung, der Elfte, von dem Alles abhing, verlangte zweimalhunderttausend Francs; man wollte sie ihm nicht geben. Daraufhin bildete er ein Syndicat mit einigen befreundeten Deputirten und einem Bankier, um Panama zu contremineiren (Peinliche Stille im Saale.) Da kam es zur Verhandlung hier im Hause. Der Elfte wurde für einen Moment hinausgerufen. Es hatte sich ein Abgesandter der Panama-Gesellschaft eingefunden. „Wollen Sie Hunderttausend?" — „Nein, Zweimalhunderttausend!" Der Elfte ging in den Saal zurück und einige Minuten später rief man ihn nochmals hinaus und bewilligte ihm zweimalhunderttausend Francs. Darauf wurde das Project in der Kammer angenommen, aber der Deputirte vergaß in der Eile, seinen Freund, den Bankier, zu verständigen, und dieser Baissier wurde durch das Hinaufschnellen der Panama-Actien gänzlich ruinirt. (Rufe: Die Namen!) Delahaye: Hier sind mehr als Hundert, denn meine Zuhörer sind zweierlei Art: solche, die bekommen haben, und solche, die nichts bekommen haben. (Entrüstungsrufe.) — Präsident Floquet: Sie können unmöglich hundert Ihrer Collegen so schwer anklagen, ohne sie zu nennen. Nennen Sie sie. — Delahaye: Die Untersuchung! — Ein Deputirter im Centrum schreit: Ich will nicht warten! Gleich! Augenblicklich! — An zwanzig Stellen im Hause werden erregte Zwiegespräche laut. Die Republikaner schreien einander an und gesticuliren wild. Die Rechte erquickt sich schweigend an dem Schauspiel.

„Abomey ist erobert." Seit dem 17. November befindet sich General Dodds, wie nunmehr von amtlicher Seite bestätigt worden ist, im Besitze der Hauptstadt König Behanzin's, aber es scheint, als ob er nur einen rauchenden Schutthaufen vorgefunden habe. Es wird berichtet, Behanzin habe, als die Franzosen am 16. nach Abbruch der Friedensverhandlungen die Hauptstadt zu umgehen und seine Rückzugslinie zu bedrohen begannen, alle seine Paläste und die Häuser sämmtlicher Prinzen und Häuptlinge niederbrennen lassen, worauf General Dodds am 17. in Abomey eingezogen sei. Hoffentlich wird das brennende Abomey nicht ein afrikanisches Seitenstück zu dem brennenden Moskau werden; immerhin dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe der Feldzug in Dahomey thatsächlich beendet sein wird, denn König Behanzin ist noch ungebrochenen Muthes; er hat die von Dodds aufgestellten Vorbedingungen für die Friedensverhandlungen von der Hand gewiesen und steht mit seinem Heere drei Tagemärsche nördlich von Abomey. Dodds hat, wie die amtliche Meldung hinzufügt, Maßregeln ergriffen, um das ganze Gebiet von Dahomey zu besetzen. Dazu dürften seine Streitkräfte denn doch kaum ausreichen. Der „Figaro" spottet übrigens selbst über die aus Paris sogar telegraphisch verbreitete Meldung, wonach General Dodds in Abomey den „goldenen Thron" des Königs Behanzin gefunden und dem Bundesgenossen Frankreichs, dem Könige Toffa,

---

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

46] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Das Gefühl kindlicher Liebe war in dem Sohne so stark, daß er sich dem Vater gegenüber schwer zu einem entscheidenden Schritt entschließen konnte. Er hegte das tiefste Mitleid mit ihm; welche Fülle an Geist, ja an energischer Willenskraft war hier zu Grunde gerichtet durch einen unseligen Wahn. Und doch — wenn er auch mit der Familie einen solchen äußersten Schritt thun wollte ... war es nicht vielleicht schon zu spät? Wie viele nicht einzulösende Wechsel mochten im Umlauf sein, und da gab es ja keine Rettung ... keine ... als Nora's Hand.

Voll tiefer Bekümmerniß legte sich Enrico zur Ruhe; aber das Glück der Jugend, der gesunde Schlaf, floh ihn nicht; hatte er sich doch denselben durch seiner Hände tüchtige Arbeit verdient.

Der alte Rispori aber fand keine Ruhe. Er löschte die Lampe ... dann saß er stundenlang am offenen Fenster und blickte den vollen Mond an, der jetzt die weite Welt mit seinem träumerischen Glanz erfüllte. Alles ein ungelöstes Räthsel — droben die blaue Sternenkarte des Aethers und diese Grimasse von einem Weltkörper, der sich lastlos, wesenlos, leblos mit seinen wüsten Felsmassen um die Erde dreht ... kein Mensch weiß warum, und er selbst weiß es am wenigsten. Räthsel überall ... nicht blos in der Mischung der irdischen Stoffe; doch wer sie zu lösen sucht, der gilt für einen Wahnsinnigen — und man zieht ihm den Boden unter den Füßen fort.

Rispori zündete eine Laterne an, nahm einen Schlüsselbund und begab sich in sein Laboratorium. Vor der Thür desselben auf einer steinernen Bank fand er Basilio schlafend. Es gab ja nichts mehr zu thun — und so der sah es auch darin aus; die Glut erloschen, der Kessel leer ... in den Zaubertiegeln aber, in denen sich die Kohle zum Diamant verdichten sollte, war keine Spur fortschreitender Verhärtung zu sehen. Es sträubte sich der Stoff gegen die ihm angethane Gewalt ... und unerreichbar für den Menschengeist erschien, was die Natur in stillem Wollen vollbringt.

Basilio hatte seine Wohnung im Dorf ... aber auch ihm ließ es dort keine Ruhe. Es zog ihn zur verwaisten Stätte seines Wirkens ... und wie ein treuer Hund lag er vor der Thüre. Rispori störte seinen Schlaf nicht.

Er ging durch den Garten über den Hofraum, die Laterne in der Hand, während Alles ringsum im hellsten Mondenschein lag. Wie scharf zeichneten sich die Dächer der Hofgebäude, die vollen Scheunen in seinem Lichte ab. Volle Scheunen ... da hat der Fleiß seinen Lohn. Die leichte Arbeit kommt zum Ziel; aber der Geist, der in die Tiefen gräbt, wird verschüttet von der Erde, die er aufgewühlt. Und wie sind diese Scheunen gefüllt worden? Durch die Lebenskraft, die seinem eigenen Werk entzogen wurde. Ein grenzenloses Gefühl von Verachtung, Haß, Neid gegen das Glück der gemeinen Arbeit ergriff ihn ... und gab es denn keinen Schutzgeist mehr für ein höheres Streben?

Er dachte nicht daran, die Laterne auszulöschen, er suchte zwar nicht Menschen wie Diogenes; doch er suchte seinen Schutzgeist.

Und sieh' ... zwischen den Beeten dort bewegte sich eine weiße Gestalt, hell und hehr, wie aus Mondenlicht gesponnen. Es war keine Vision; denn wenn sie auch hinter einem Taxusbusche verschwand, tauchte sie bald wieder hervor. Langsam und feierlich war ihr Gang.

Rispori erkannte die Nachtwandlerin — es war Nora. Aus dem Blumengarten ihres Hauses führte eine stets offene Thüre in den herrschaftlichen. Schlief sie oder wachte sie? Nicht ohne Scheu näherte sich der Alte der geisterhaften Erscheinung.

Er stand, wo zwei Wege sich kreuzten .. sie blieb stehen; sie sprach, ob mit ihm, ob mit sich selber ... er wußte es nicht!

„Mein Genius schweigt, doch ich liebe ihn ... ich will ihn lieben. Warum hast Du mich ins Leben verwiesen, erhabener Geist, in die Hülle von Fleisch und Blut gekleidet? Sterne stürzen aus ihren Bahnen, wenn ein mächtigeres Gestirn sie an sich reißt ... und so werd' ich fortgerissen willenlos. Alles ist in mir wie erleuchtet von einem Astrallicht ... ich sehe die Blutstropfen kreisen, ich höre die Pulse klopfen. Alles Blut drängt zum Herzen ... und das Herz drängt zu ihm."

Und Rispori hob seine Laterne unwillkürlich, als wolle er der Nachtwandlerin ins Gesicht leuchten, deren Züge aber schon der Mondschein hell und scharf abzeichnete. Sie hatten etwas Starres. Das Auge sah nichts Aeußeres, der Blick war wie nach innen gerichtet.

„Wo bist Du, mein Schutzgeist?" rief sie die Arme ausstreckend, „Du erscheinst mir nicht mehr zur Nachtzeit, Du sprichst nicht mehr mit mir bei Tage: doch horch ... horch! Ein Aeolsharfenklang von fern ... immer näher ziehend ... jetzt hör' ich ihn deutlich. Er liebt mich nicht ... Du sagst es selbst ... es ist die Stimme der Wahrheit, die sich nicht täuschen läßt! O geh' zu ihm ... Du hast Macht über ihn ... sag' ihm, daß mein Herz sich verzehrt in grenzenloser Liebe zu ihm ... das wird ihn rühren; er soll nicht mehr an die Andere denken; sie ist todt für ihn. Aber ich bin nicht todt für ihn. Trug und Lüge ist diese Starrheit, diese Unnahbarkeit ... ein Wort von ihm, Alles schmilzt dahin. Der geisterhafte Schein verschwebt in den Lüften —, ich fühle mich selbst an Leib und Leben durchströmt vom Erdgeist, erzitternd in seinen Entzückungen ... ich gewinne mich selbst zum ersten Male, indem ich mich an ihn verliere!"

Und die Gestalt bewegte sich langsam vorwärts. War's eine wahrsagende Norne? Den Alten ergriff abergläubische Gewalt; ihm war's, als müßte er ihr Orakel befragen; denn in seinem Innern waren Gedanken aufgetaucht, die ihn quälten und martterten, und er rang mit einem furchtbaren Entschluß. Rasch sprang er über die Beete, um ihr einen Vorsprung abzugewinnen, und vertrat ihr dann den Weg ... „Antworte mir ... soll ich vollbringen, was sich mir in der Seele regt?" Nora schwieg einen Augenblick; dann sagte sie mit geisterhaftem Tone:

„Was frägst Du mich? Folge Deinem Genius!"

Und sie wandte sich ab von ihm und kehrte über den knisternden Kies der Gartenwege langsam dahinschreitend durch die geöffnete Pforte des Rebengärtchens in ihr rebenumsponnenes Heim zurück.

„Folge Deinem Genius!"

Der alte Rispori wiederholte, vor sich hinmurmelnd, die Worte, die ihm so deutungsschwer erschienen; dann richtete er sich auf einmal auf, ballte die Faust, zerschmetterte die Laterne am eisernen Gitter des Gartens:

„So haben sie mein Werk zerschlagen und mein Licht verlöscht. Folge Deinem Genius! Ja, ich will ihm folgen .. doch da ihm das Licht versperrt ist, so führen seine Wege in die Nacht ... in den Abgrund. Ihr habt ihm verwehrt, Segen zu bringen; so soll sein Werk, mit Eurem Fluche behaftet, ein Werk des Hasses und der Rache sein. Er winkt .. er winkt ... ich folge ihm."

Rispori hatte einen festen Entschluß gefaßt, dessen Ausführung er indeß auf die nächste Nacht verschob; denn am Tage drauf sollte die Ernte abgeschlossen und das große Erntefest gefeiert werden. Das war ein Abschluß, den Rispori abwarten wollte, ehe er seinem Genius folgte.

Ein prachtvoller Sommertag brütete mit wachsender Hitze über den abgeernteten Stoppelfeldern und über den sich hoch erhebenden Aehrenhäuptern, die noch am heutigen Tage fallen mußten. Trotz der großen Hitze ging die Arbeit rüstig von statten: die freudige Hoffnung auf den Festabend wirkte anregend auf die Schnitter und frohe Lieder tönten hinaus in die lastende Schwüle, die von keinem frischen Lufthauch gemildert wurde. Trotzdem befand sich Enrico wieder mitten unter den Arbeitern, ermüdete nicht, obschon ihm der helle Schweiß auf der Stirn stand, und war ein Vorsänger, dem der folgsame Chor den Refrain nicht schuldig blieb. Schon in den ersten Mittagsstunden war das Tagewerk vollbracht und Alles bereitete sich vor zum Genuß des Festabends.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.